Wenn der Tod zur Hoffnung wird

Es gibt Kinder, die aus Verzweiflung Glasscherben essen, andere versuchen, sich mit ihren Hosen aufzuhängen. Die Jüngsten sind zwei Jahre alt. Der tägliche Horror in einem Kindergefängnis in Uganda. Von Andrea Jeska und Sascha Montag (Fotos)

Der Direktor bittet, Platz zu nehmen, und scheucht den Knaben aus dem Zimmer. Dessen nackter Oberkörper zeigt, dass er ein Neuzugang ist. Neuzugänge wohnen halbnackt in jener Baracke, die sie hier «the black house» nennen. Der Direktor sagt, dieser Knabe sei ein besonders schwerer Fall. Ein Dieb, schon zum fünften Mal eingeliefert. Was er gestohlen habe? «Essen», sagt der Direktor. Aber diesmal würden sie ihn gut bewachen, und frühestens mit 18 Jahren werde er wieder in Freiheit kommen.

Der Direktor trägt einen zu grossen grauen Anzug mit Löchern an den Ärmeln. Sein Büro ist im oberen Stock des Empfangsgebäudes, das einst von den britischen Kolonialherren erbaut wurde und sich längst dem Verfall ergeben hat. Die Erker sind weggebrochen, die Fenster ohne Scheiben. Nur die Plakette, die davon berichtet, dass vor sieben Jahren die First Lady, Mama Janett Museveni, höchstpersönlich zum Wohle der Kinder Ugandas diese Stätte renovieren liess, glänzt noch golden in der Sonne.

Wir sind in Kampiringisa. Eine Verwahranstalt für Kinder in Uganda, eine Art Gefängnis mit Freigang. Für die Kinder, die man hierher bringt, die man wie Müll im staubigen Hof der Anstalt auskippt und fortan schlägt, einsperrt, hungern lässt und der Kälte aussetzt, lässt dieser Ort nur zwei Optionen: gleich zu zerbrechen oder immer wieder zu fliehen, zurückgebracht und schwer bestraft zu werden. Wer nach Kampiringisa kommt, ist verloren, und wer aus Kampiringisa fortläuft, der ist es auch.

Der Direktor hat für jene, über die er hier gemeinsam mit zwei bewaffneten Polizisten und einer Handvoll schlagstockbewehrter Chargen wacht, klare Bezeichnungen. Verbrecher seien dies, schlechte Kinder, die die Strassen der Hauptstadt Kampala unsicher machten oder ungehorsam gegen ihre Eltern seien. In dem Gebäude, in dem er in der Schäbigkeit seines Büros residiert, haben sich Vögel eingenistet. Der Gestank ihres Kots mischt sich mit dem von Fäkalien, der aus dem Keller dringt, wo man bis vor vier Jahren die Kinder in einem fensterlosen Raum an einen Stuhl band und mit Elektroschocks traktierte. Alle, bis sie vor Schmerz und Angst ihren Darm entleerten. Manche, bis sie starben. Bis hinauf in das Büro des Direktors dringt dieser Gestank und vermischt sich dort mit dem Odor von Urin, Furcht, Gewalt und Einsamkeit, der über Kampiringisa liegt wie ein fauliger Himmel.

Wir dürften gar nicht hier sein. Irgendwer im tiefsten Kern der ugandischen Regierung, die diesen Ort zu verantworten hat, scheint zu ahnen, dass Kampiringisa Ugandas Schande ist und vor Journalisten und damit vor der Welt gut verborgen sein muss. Irgendwer muss ahnen, dass ein Land, welches sich als Demokratie bezeichnet und internationale Kinderrechtskonventionen unterzeichnet hat, hier schuldig wird.

Doch wo kein Kläger, da ist keine Anklage, und jene, deren Menschen-



Blick in die Isolationszelle der Haftanstalt Kampiringisa: Manchmal liefern Eltern ihre Kinder zur Nacherziehung ein – und holen sie nie mehr ab.



Waschraum und die Toiletten: Bis in das Büro des Direktors dringt der Gestank von Fäkalien, Furcht, Gewalt und Einsamkeit.



Im Schlafraum: Auch im Winter gibt es kaum Decken, immer wieder wüten unter den Kindern Cholera-Epidemien.



Ein sogenannter Schliesser, der die Haftinsassen zum Essen aus den Schlafbaracken lässt.

recht die ugandische Regierung hier mit Füssen tritt, haben keine Lobby. Es sind Kinder, zurzeit 221, die jüngsten zwei Jahre alt, kaum fähig, zu laufen, die ältesten 19 Jahre alt und mit Gesichtern, in die das Grauen Linien gezeichnet hat.

Um nach Kampiringisa zu kommen, geben wir uns als Unterstützer jener Hilfsorganisation aus, ohne deren Hilfe die Zustände in Kampiringisa noch unerträglicher wären. Foodstep heisst die Organisation, sie wird geleitet von Nathalie Seliffet, einer Belgierin, die diesen Ort vor vielen Jahren zufällig sah und ihr Lebenswerk darin fand, die Kinder von Kampiringisa retten zu wollen. Mit ihr und einem der ehemaligen Kampiringisa-Kinder, dem 17-jährigen Yvan, fahren wir, von der Hauptstadt Kampala kommend, eine Stunde Richtung Westen. Kampiringisa liegt abseits der asphaltierten Strasse in einem weiten Tal, das idyllisch wäre, stünden die Baracken nicht wie aschfahle Geschwüre in der grünen, hügeligen Landschaft. Schnell wird einem klar, dies ist ein Ort, um Seelen zu zerstören.

Wie ein wildes Tier

Der Geruch ist das Erste, was einen anfällt: wie ein wildes Tier. Er entsteigt der Erde, den Gebäuden. Er klebt an den Kindern, die angerannt kommen, barfuss und in zerfetzter Kleidung, die keinen Schutz vor dem kühlen Wind bietet, der von den Hügeln weht. Sie stürzen sich hungrig nach Körpernähe auf die Besucher, klammern sich an Beine und Arme.

Kalte Hände greifen nach einem, krallen sich in die Haare, zerren an der Kleidung. Wer näher dran ist, verteidigt seine Position durch Zischen, Treten und Schlagen, die weiter hinten stehenden Kinder kämpfen ums Vordringen mit Zähnen und Fäusten. Bis ein Wärter mit Schlagstock sich nähert und sie davonstieben.

Der Direktor ist ein Angestellter der ugandischen Regierung, ein kleiner Befehlsempfänger, aber seine Macht über diese Kinder ist gross. Ihr Schicksal liegt allein in seiner Hand. Die meisten dieser Kinder sind vogelfrei und rechtlos. Strassenkinder, die niemanden haben, der sie behütet. Sie werden in Kampala von der Polizei aufgelesen, in Kampiringisa wie Tiere gehalten.

Über das Mass ihrer Strafe bestimmt der Direktor. Für Betteln gibt es ein halbes Jahr, für das Stehlen von Essen ein Jahr. Wiederholungstäter, Kinder, die schon einmal in Kampiringisa waren und flohen, müssen mindestens zwei Jahre bleiben. Oder noch mehr. Es gibt Kinder, die sind seit zehn Jahren in Kampiringisa, und längst ist ihnen jede Hoffnung auf ein Leben ohne Qual abhandengekommen.

Sie heissen Sam und Dennis, Esther und Yvonne; Namen, die sie sich selbst gaben, weil sie sich an keine Eltern erinnern. Als wir sie fragen, warum sie in Kampiringisa sind, wiederholen sie, was man ihnen hier eintrichtert: damit ich ein besserer Mensch werde.

Die andere Gruppe sind Kinder, die von ihren Eltern gebracht wurden. Unerwünschter Nachwuchs, dem man irgendeine Untat unterstellt. «Stubborn» seien sie gewesen, sagen diese Kinder: dickköpfig. Deshalb seien sie in Kampiringisa. Die meisten Eltern kommen nie wieder, um ihre Kinder abzuholen.

Bei unserem ersten Besuch ist es Mittag, als wir ankommen. Gerade kocht das «Frühstück» auf dem Feuer: eine dünne Suppe aus Maismehl und Wasser. Einige Kinder versuchen, sich dem Topf zu nähern, werden mit Ruten weggeschlagen. Die Ausgabe der dünnen Brühe gleicht einer Raubtierfütterung. Jedes Kind kämpft darum, als erstes an den Topf zu kommen; mit ihren Tellern sitzen sie im Dreck, mit den Fingern löffeln sie die Suppe in den Mund, stürzen sich dann auf die leeren Töpfe und lecken den Rest aus. Die meisten Kinder haben gerade Röteln, die Kleinen haben die Pusteln aufgekratzt, eitrige Wunden sind daraus geworden, auf denen sich die Fliegen tummeln.

In Kampiringisa hat die Angst viele Orte. Die Zelle ist einer davon. Hinter dem Empfangsgebäude ist ein staubiger Platz, auf dem die Kinder spielen können. Vier Stöcke markieren zwei Fussballtore. Dahinter ein Gebäude mit Küche und Essraum, dann die Baracken. Dunkle Gänge. Yvan, das ehemalige Kampiringisa-Kind, der mit zwei Jahren zum ersten Mal hierherkam und siebenmal floh, hatte uns von dieser Zelle erzählt. Viele Wochen habe er dort verbringen müssen, nackt auf dem kalten Boden, zusammen mit 40 Kindern. So eng war es, dass man nicht sitzen, nicht liegen konnte. 40 Kinder stehend aneinander gedrängt, und das einzig Gute daran, hat Yvan gesagt, war die Körperwärme der anderen. Manche Kinder starben an Cholera und Malaria.

Wir stehen vor einer Tür, zweieinhalb Meter Höhe Eisen, von aussen ein Riegel, gesichert mit einem Schloss. Wo das Eisen endet, beginnen Gitterstäbe, fünfzig Zentimeter voneinander entfernt. Die Zeiten der wochenlangen Zellenhaft sind vorbei, doch immer noch werden einzelne Kinder dort für ihre Vergehen eingesperrt. «Hallo», rufen wir, nackte Füsse tapsen, ein Sprung gegen die Tür, zwei Hände greifen die Stäbe. Zwischen den Stäben erscheint das Gesicht eines Knaben. «Hallo. Kannst du sprechen?» Nicken. Die Pupillen gleiten hin und her, versuchen, die Gefahr zu bestimmen, die von uns ausgeht. «Wir tun dir nichts. Wie heisst du?» «Nisamba», sagt der Knabe. «Wie lange bist du schon da drin?» «Zwei Tage.» «Hast du gegessen?» Er schüttelt den Kopf. «Heute noch nicht.» «Weshalb bist du hier?» «Weil ich ein schlechter Mensch bin.»

> «Ich habe viel geweint. Man durfte nicht einschlafen. Einschlafen konnte den Tod bedeuten.»

Nisamba ist zum dritten Mal in Kampiringisa. Der 17-Jährige ist ein Strassenkind. Zweimal ist er schon geflohen, nun hat ihn die Polizei vor ein paar Tagen wieder aufgegriffen. «Die Zelle», hatte der Direktor beim Gespräch gesagt. «Ach die, die ist nur für Hitzköpfe, nur für ein paar Stunden.» Wenig später sorgt er dafür, dass Nisamba während der Zeit unserer Anwesenheit die Zelle verlassen darf.

Ein «elektrischer Stuhl»

Auch vom Black House hatte Yvan uns schon erzählt. Davon, wie die Kinder bis vor einigen Jahren dort auf dem Boden lagen, keine Betten, keine Decken, in der Ecke für die Notdurft ein paar Eimer, die selten geleert wurden. Viele Kinder hatten Cholera, die Fäkalien wuchsen zu einem Berg an. Die Wärter warfen Essen durch die Fenster, die waren ohne Scheiben, und der Nachtwind war immer kalt. Yvan beschrieb, wie sich die Kinder auf das Essen stürzten. Immer gewannen die Starken, und die Kranken, die nicht schnell genug waren, blieben hungrig.

Die Anzahl der Tage, die man im Black House verbringt, hängt von den «Untaten» ab, davon, ob man sich in Kampiringisa schnell in sein Schicksal ergibt oder wütet und weint. «Yvan», fragen wir, «wie hält man das aus als kleines Kind? Die Einsamkeit, den Schmerz, das Gefühl des Ausgeliefertseins?» «Ich habe viel geweint», sagt Yvan. «Und gehofft, dass ein Wunder geschieht.» Manche Kinder, erzählt er uns, hätten die letzten Reste der einstigen Glasscheiben aus den Fensterrahmen entfernt, hätten sie mit den blossen Händen klein geschlagen und geschluckt. Andere hätten sich, wenn sie in die normalen Schlafräume verlegt worden seien, mit ihren Hosen erhängt. Die grösste Furcht der Kinder war der «elektrische Stuhl» im Kellerraum des Empfangsgebäudes, der mit Metallstücken beschlagen war, an denen Stromkabel hingen. Die Kinder wurden dort festgebunden. Jede Bewegung ein Stromschlag. «Man durfte nicht einschlafen», sagt Yvan, und in seinen Augen ist ein Abglanz des Entsetzens von damals zu sehen. «Einschlafen konnte den Tod bedeuten.»

Ein Knabe, eines der Langzeit-Kampiringisa-Kinder, die sich im Laufe der Jahre Privilegien erworben haben, schliesst uns das Black House auf. Er wird danach die Wächter informieren, doch die halten sich zunächst zurück, uns bleibt eine halbe Stunde mit den Knaben dort. Neun sind es, sie liegen auf schmierigen, zerrissenen Schaumstoffmatratzen unter filzigen Decken. Dass es heute Betten gibt und Latri-

Kinder hinter Gittern

Laut Unicef leben weltweit über eine Million Kinder in Gefangenschaft. Ein Grossteil davon ist nicht definitiv verurteilt und wartet noch auf einen Prozess. In manchen Staaten machen Minderjährige in Untersuchungshaft 90 Prozent aller inhaftierten Jugendlichen aus. Exakte Daten zu erheben ist gemäss der Organisation Save The Children schwierig , da einige Länder die Zahl von Kindern im Justizsystem oft nur unvollständig erfassen. Die meisten Kinder und Jugendlichen, die mit dem Gesetz in Konflikt stehen, kommen aus benachteiligten Verhältnissen. Oft gehören sie diskriminierten Minderheiten an. Viele Betroffene begehen Delikte wie Diebstahl, um zu überleben. *(vay.)*

Kinder als Krieger

Der ugandische Rebellenführer Joseph Rao Kony will mit Gewalt einen christlichen Gottesstaat errichten. Zu diesem Zweck hat die von Kony angeführte «Lord's Resistance Army» (LRA) systematisch Dörfer in Uganda, dem Südsudan, der Zentralafrikanischen Republik und der Demokratischen Republik Kongo überfallen und Tausende von Kindern entführt und zu Soldaten oder Sklaven gemacht. Nach fast 20 Jahren Terror hat der Internationale Strafgerichtshof 2005 einen Haftbefehl gegen ihn erhoben. Gemäss jüngsten Berichten soll der Warlord sich in der Nähe der südsudanesischen Grenze versteckt halten. *(vay.)*

nen für die Knaben, dass sie nicht mehr nackt sein müssen, sondern wenigstens ihre Hose anbehalten dürfen, ist der Organisation Foodstep zu verdanken.

Der Gestank im Raum ist fast unerträglich, er legt sich als bitterer Geschmack auf die Zunge, scheint in jede Pore zu dringen. An einer Wand klebt ein Poster des «letzten Abendmahls», schon so verblichen, dass die Jünger kaum noch zu erkennen sind. Nur Jesus in der Mitte ist noch klar umrissen. In eine Ecke hat jemand in ungelenker Schrift geschrieben: «Never give up hope, please».

Keine Zukunft

Die Knaben haben Angst, mit uns zu reden, Angst, dafür bestraft zu werden. Sie liegen apathisch auf den Betten und heben kaum den Kopf. Nur einer sagt, ja, er wolle erzählen, irgendeiner müsse ihn doch endlich einmal hören. Lagongo heisst er, 15 Jahre alt, er kommt aus einer weit entfernten Provinz des Landes und wurde zu einem Jahr «verurteilt». Die Richter: seine Mutter, sein Stiefvater. Lagongos Verbrechen: Er hatte versucht, sich umzubringen.

Nach Jahren körperlicher und sexueller Misshandlungen durch seinen Stiefvater, Jahren der Knochenbrüche, Demütigungen, des Hungers, hatte er das Leben nicht mehr ausgehalten. Essen gab es für den Knaben selten, drei Jahre lang ging er zur Schule, dann beschloss der Vater, er solle lieber arbeiten. Morgens auf den elterlichen Feldern, nachmittags auf den Feldern der anderen Dorfbewohner. Lagongo wurde durch seinen eigenen Vater zum Sklaven. Irgendwann knüpfte er sich eine Schlinge, nachdem er die Nachbarn angebettelt hatte, ihm zu helfen, aber alle nur mit den Schultern gezuckt hatten.

Dass seine Eltern ihn nach dem Jahr wieder abholen, daran glaubt er nicht, und wenn, dann hiesse das nur neues Martyrium. Er wird in Kampiringisa bis zur Volljährigkeit bleiben, dort immerhin zur Schule gehen, doch die Jahre werden nicht reichen, einen Abschluss zu machen. Was sagt man diesem Knaben, der klar erkennt, dass er keine Zukunft hat. Ohne eine Heimat, ohne ein Feld, das er beackern kann, um zu überleben. «Wohin soll ich gehen?», fragt Lagongo. Wir haben keine Antwort. Kaum ein Gefühl könnte klebriger sein als jenes, den Raum wieder zu verlassen und seinen Blick im Rücken zu spüren.

Kampiringisa war einmal eine Kaserne. Um das Jahr 2000 widmete man den leerstehenden Bau zur Besserungsanstalt für Kinder um. Damals gab es noch Psychologen und Sozialarbeiter, Essen und medizinische Versorgung. Doch dann flohen immer mehr Menschen vor den Konflikten im Norden von Uganda, aus dem Acholiland, wo der notorische Kriegsverbrecher Joseph Kony Kinder entführte und zu Soldaten machte und die Menschen in riesigen Flüchtlingslagern darbten. Flohen aus Karamoja, wo sich bewaffnete nomadische Gruppen bekämpften und es ohnehin kaum Nahrung gab. Als Kampala sich nicht als Rettung erwies, setzten sie dort ihre Kinder aus. Schliesslich waren es Tausende, die im Rinnstein schliefen und Essen stahlen. So viele, dass die Polizei begann, die Kinder in Lastwagen zu laden und nach Kampiringisa zu schaffen.

Irgendwann hörte die Regierung auf, dort die Sozialarbeiter zu bezahlen, Essen und Medikamente zu bringen. Ein Erwachsener nach dem anderen verschwand, die Kinder waren sich selbst und der Gnade einiger prügelnder Aufpasser überlassen. Sie versuchten, Gemüse anzubauen, doch die Aufpasser verkauften den grössten Teil der Ernte. Das waren die Jahre, in denen Yvan in Kampiringisa lebte, zehn Jahre lang. 2006 unterzeichnete die Regierung die Uno-Kinderrechtskonvention und ratifizierte einen Aktionsplan, um des Problems der Kinderarmut und der vielen Strassenkinder Herr zu werden. Implementiert wurde davon bis heute wenig.

Die Hilfsorganisation Foodstep begann 2008 in Kampiringisa zu arbeiten. Es brauchte viele Jahre und zähe Verhandlungen mit der Regierung, um die Lage dort für die Kinder erträglich zu machen. Erst wurden Betten und Decken gebracht, dann Essen, Medikamente, Kleidung. Eine Schule wurde gebaut, Lehrer eingestellt. Nach und nach gelang es, die Strafmassnahmen zu mildern, das ungezügelte Prügeln einzudämmen. Scheiben wurden in die Fenster eingesetzt, Waschräume und Toiletten gebaut. Auch der Raum mit dem elektrischen Stuhl wurde geschlossen. Das Gemüse, das auf den Feldern angebaut wird, bekommen heute die Kinder, ausserdem gibt es eine Küche, Schweine, Hühner, eine Tischlerei, eine Schmiede und Schusterei als Ausbildungsstätten. Nach und nach wurde aus der Hölle ein Ort, an dem man immerhin überleben kann.

Bei unserem nächsten Besuch ist in Kampiringisa der einmal im Monat stattfindende «Partytag». Nathalie hat lange reden müssen, um den Direktor zu überzeugen, dass die Kinder nicht nur Kleidung und Nahrung, sondern auch einige Stunden des Frohsinns brauchen. Der Direktor hat lange geantwortet, Musik und Spiel verderbe die Kinder, sie würden verwöhnt und aufmüpfig.

Als wir an diesem Partysamstag aussteigen, haben die Kinder ver-

> «Manchmal denke ich, wer einmal in Kampiringisa landet, der kann niemals mehr wirklich entkommen.»

sucht, sich zu waschen und heile Kleidung anzuziehen. Nathalie bringt Nudeln und Fleisch, von den eigenen Feldern haben die Kinder Kohl geholt. Das Feuer brennt schon, Wasser kocht. Yvan macht den DJ. Viele der älteren Knaben hier kennen ihn noch, gemeinsam haben sie schon auf den Strassen von Kampala gelebt, gemeinsam die schlimmen Jahre in Kampiringisa überstanden.

Der Unterschied ist nur: Yvan ist raus. Er gehörte zur Gruppe der ersten Kinder, die Nathalie aus der Anstalt holen und in ihrem Foodstep-Programm unterbringen konnte. Yvan hatte sich an sie geklammert damals und ihr gesagt, er wolle sterben, er halte die Schläge nicht mehr aus. Inzwischen leben 85 gerettete Kinder in Nathalies Programm und bekommen regelmässige Mahlzeiten, Schulbildung, schlafen in hellen, sauberen Räumen. Da ist Rosie, zwei Jahre, die Nathalie in Kampiringisa unter einer Plane fand, die dort im Sterben lag und dann doch überlebte; Mose, dessen Hand seine Mutter in kochendes Öl tauchte; Abraham, der ein Menschenopfer werden sollte, weil sein Vater glaubte, dadurch reich zu werden - jedes von Nathalies Kindern hat eine solche Geschichte.

Yvan hat sich an diesem Tag chic gemacht, ein Jackett angezogen. Er sticht aus den Kindern heraus wie ein Paradiesvogel. Seine Augen haben schon lange den stumpfen Ausdruck der Einsamkeit verloren, wie er in den Augen der Kampiringisa-Kinder liegt. «Hoffnung zu haben, das bedeutet mehr als alles andere», hatte er zu uns gesagt und davon erzählt, dass er nun Tourismus studiert und ein Buch über Strassenkinder und ihr Schicksal schreibt. Yvan ist sich sicher, errettet zu sein. Doch am Ende dieses Tages weiss er es besser.

Verkaufte Seelen

Vielleicht wütend über den Frohsinn, der sich für ein paar Stunden breitmacht, befiehlt der Direktor - noch während die Kinder fröhlich tanzen - Yvan zum Gespräch. Foodstep verderbe ihn, sagt er, Yvan würde sich wohl für etwas Besseres halten. Der Direktor droht, ihn jederzeit wieder nach Kampiringisa holen zu können, dann macht er Nathalie Vorhaltungen, sie strafe die Kinder zu wenig. Eigentlich wollte diese ihn bitten, ein Mädchen mitnehmen zu dürfen, das schwanger ist, doch nun sagt sie davon lieber nichts. Yvan weint, packt die Musikanlage zusammen, verkriecht sich ins Auto, Nathalie drängt zum Aufbruch. Noch einmal klammern sich die Kinder an unsere Beine, und als wir abfahren, steht Lagongo da und sieht uns an, als warte er noch immer auf eine Antwort. «Manchmal», sagt Yvan irgendwann auf der Rückfahrt, «denke ich, wer einmal in Kampiringisa landet, der kann niemals mehr wirklich entkommen. Dieser Ort ist wie der Teufel, der dir deine Seele abkauft.»



Einmal im Monat ist in Kampiringisa «Partytag». Dann ziehen die Kinder ihre besten Kleider an.



Die meisten ugandischen Kindersträflinge sind vogelfrei und rechtlos: Über ihr Strafmass bestimmt alleine der Direktor.